

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

26.11.1922 (No. 48)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 48



26. Nov. 1922

Max Dreßler / Gedanken über Spiel, Liebe, Kunst und Humor.

4. Humor.

Die Welt ist wahr nur, wenn sie Erscheinung des wahren Wesens, der Freiheit ist; Erscheinung der Freiheit ist das Spielen. Der heroische Mensch kämpft und wirft sein Leben weg lachend zum Spiele. Der große Liebende verschenkt seine Kraft zum Spiele. Der Künstler spielt auf den Saiten der Gestaltung sein Freiheitslied. Und der Metaphysiker spielt mit seinen Gedanken. Metaphysik ist ein Spiel des Geistes; und das muß sie sein, denn sie will die Wahrheit der Welt für den Geist sein; die Wahrheit der Welt aber ist das freie Spiel des göttlichen Geistes.

Die Wahrheit dieser Welt ist das göttliche Spielen, das Kunstwirken; die Welt ist das Kunstwerk der Phantasie Gottes. So muß auch Metaphysik, wenn sie Wahrheit sein will, ein Kunstwerk sein; eine Welt als Kunstwerk kann nur künstlerisch dargestellt werden in einer Metaphysik als Kunstwerk. Metaphysik ist Dichtung — aber auch die Welt ist Dichtung Gottes. Metaphysik ist Kunst — aber auch Gott ist Künstler, nicht etwa Rationalist. Metaphysik ist überflüssig und zwecklos — aber auch die ganze Welterscheinung ist für Gottes ewig vollendetes Wesen überflüssig und zwecklos. Metaphysik spielt mit und über allen Gesetzen, wie Gott. Gott hat die Kausalität erfunden aus Freiheit, nicht aus Kausalität. Wenn der Realist die Welt der Kunst einen schönen Schein nennt, so will die Metaphysik als Kunst nichts Besseres; denn die Welt ist, im besten Fall, nicht mehr. Metaphysik ist der Traum der göttlich-menschlichen Sehnsucht, die sich selbst als Gott anschauen und lieben, spielend erleben will. Der sehnsüchtige Realist findet diesen erlösenden Traum überflüssig; er macht sich zwar viel zu schaffen, aber: Eins ist not. Kunst ist die Darstellung unserer Freiheit in der Erscheinung, in Gestalten; sie ist Tat der Selbstbefreiung für den Menschen; sie ist Spiel für den Gott im Menschen; Metaphysik ist auch diese Tat, dieser Entschluß, unsere Göttlichkeit zu manifestieren in Gedanken; ist die Tat, über alle außergöttliche Pseudo-Realität hinweg, in allen Dingen, als göttlichen Ideen, nur Gott zu denken. Die letzte Wahrheit unserer Welt und unseres Lebens, sagt Fichte, ist nicht ein theoretischer Satz, sondern eine göttliche Tat; die entschlossene „Umkehr“ des Erläuterten. Die Wahrheit der Welt ist das freie künstlerische Schaffen, ein Neuerschaffen der Realität, des „Gegebenen“, aus dem Geist der Freiheit, ein Spielen; besetzt durch diesen Geist wird das All zur Erscheinung des künstlerisch-spielenden Entschlusses. Die freie Tat aus Vollendung ist nur gleichsam eine Tat, eine Tat zum Schein, ein Spielen; sie ist ein Fortwähren des Vollkommenen in Raum und Zeit hinaus und was erscheint, ist keine fremde Realität,

sondern die Projektion des Wesens auf die Wand des Scheins. Das Wesen der Welt ist ein phantastisches Geschehen, eine spielende Tat; Metaphysik, wenn sie dem Wesen entsprechen soll, muß eine spielende Tat sein; als geistige Tat, als Geistes-Spiel ist sie die Wahrheit der Welt selbst, in der der Gott im Menschen seine Ruhe, seine Befriedigung, seine Banne und Erlösung findet.

Wie das Kunstwerk symbolisch ist, den Gott in der Erscheinung schaut und darstellt, so ist die Metaphysik, die Lehre von der Wahrheit der Welterscheinung, wenn sie Gott schauen und denken, darstellen und aussprechen will, was an und für sich unaussprechlich, „stille“ ist, symbolisch. Das Wesen stellt sich dem sinnlichen Geist dar als anschauliches Gleichnis; nur gleichnisweise offenbart sich das Wesen der menschlichen Vorstellung. Als Kunstwerk, als spielende Tat läßt uns die Welterscheinung das Wesen erkennen; in Symbolen, die Gott bedeuten, tritt das Wesen vor unsern sinnlichen Geist. Die Welt ist die Physiognomie Gottes. Metaphysik ist Physiognomie Gottes, Weltdeutung. Physiognomie, Symbolik, erklärt nicht Gleichartiges durch Gleichartiges, sondern aus Andersartigem deutet sie auf Andersartiges; aus der raum-zeitlichen Projektion auf das unräumlich-unzeitliche zentrale Licht. Physiognomie ist keine Wissenschaft, sondern eine künstlerische Intuition. Sie erklärt nicht Neueres aus Neuerem am Leitfaden der Kausalität; sie schaut Neueres unmittelbar als Ausdruck des Inneren. In diesen Formen schaut, weiß, erlebt sie den Wesensgeist; die äußere Erscheinung ist nur das vermittelnde Symbol. Diese bedeutende Einheit von Neuerem, Objektivem und innerem Geist ist nicht zu zerreißen; wir sehen im Neuerem nicht mehr mit den Augen der Physik nur Bewegung einer toten Materie, des abstrakt Objektivem; wir wissen, daß das Innere zur Erscheinung, zur Neukörperung für unseren sinnlichen Geist nur kommt durch Entäußerung, diesen Ausdruck in Formen und Bewegungen. Die Form hat ein Innerliches, das Innerliche hat seine Neukörperung bekommen. Das Innere, der Geist der Freiheit, lebt in den Formen; die Formen sind belebt, verinnerlicht, besetzt. So besetzt die griechische Kunst den Marmor bis in die letzten Falten schwebender Gewänder; hier ist keine tote Materie mehr, nur Ausdruck des freien Künstlergeistes.

Die so verinnerlichte Form spricht Innerliches aus und spricht zum Innern; ist die Sprache des Wesens. Das so veräußerlichte Innerliche lebt im Neuern. Das ist die künstlerisch bemessene, die verinnerlichte Form, das veräußerlichte Innerliche. Die künstlerische Intuition ist dieses seherische, geistige

In-Eins-Schauen des Aeußeren und Innern, dieses Wesen-Sehen in der Erscheinung. Durchschauen durch Aeußeres auf Inneres, durch Form auf Geist, durch Objekt auf Subjekt, und Darstellen des Inneren durch Aeußeres, des Wesens in der Erscheinung, des Geistes im Bilde; überall Symbole des göttlichen ewig vollendeten Wesens Schauen und Schaffen, das ist Künstler-Gelbes-Art; das ist das Vorbild der Metaphysik. Nicht ein abstraktes Aeußeres an sich, um seiner selbst willen, wie in der Wissenschaft, sondern die ausdrucksvolle symbolische Form ist Objekt der Kunst und der Metaphysik. Wie umgekehrt ein Gott dem Dichter gibt, nicht zu verstümmen, sondern zu sagen, was er leidet; wie der Künstler in äußeren Formen seine innere Bewegung ausdrückt, hinausstellt und sich damit von ihr befreit.

Die schöne Form ist nach Schiller die Freiheit in der Erscheinung; es lebt in ihr das Innere, unser wahres Inneres, und so ist diese Form für uns schön und lebenswert. Die Welt der Metaphysik ist ein Reich der Ideen: Idee ist das Objektive, welches vielmehr subjektiv ist und objektiv nur erscheint, welches in Wahrheit produktive geistige Tätigkeit ist; in Ideen lebt, spielt die Kunst und die Metaphysik. Ideen sind keine objektiven Gegenstände, damit auch keine Gegenstände der Wissenschaft und der Beweise des Verstandes; Ideen sind innerliche Geisteskräfte, die man nur erleben, erschaffen und in Symbolen schauen kann; sie sind Ungewissheiten, Urbestimmungen des Geistes, logisch nicht zu deduzieren, nicht zu berühren. Die Metaphysik als Kunstwerk steht über den logischen Beweisen des Verstandes; Metaphysik ist nicht unlogisch, aber überlogisch. Das Logische ist für sie nicht die Sache selbst, sondern ein Handwerkszeug. Die Freiheit steht über der kausalen Notwendigkeit; die göttliche Gewißheit über den Apparat des menschlichen Verstandes; das heitere, mutige, stolze Bewußtsein des Künstlers und Weisen über dem Ernst und der Wichtigkeit des klugen Rationalisten. Die göttliche Gewißheit der nur spielenden, Formen der Freiheit schaffenden Vollendung erlöst alles Objektive aus dem Bann der Realität und erhebt es zu Ideen des spielenden Geistes, zu Symbolen Seiner. Der Geist alles Spiels aber ist die Liebe; wir spielen aus Liebe zum Spiel; Liebe ist Ueberfluß des vollendeten Wesens; die Liebe zu den subjektiv-objektiven Ideen ist das Urelement der Kunst, der Metaphysik. Von Fremder Materie weiß ich höchstens nur; die Erscheinungen, die Symbole meines freien Schaffens, meine Freiheit in der Erscheinung, das Kunstwerk der Schönheit in aller Welt liebe ich, denn es ist mein Werk, mein Blut, mein Wesen.

Das Wesen bedarf nicht der Symbole, das Wesen ist bedürfnislos; es ist vollendet; es ist alles nur überflüssiges, überfließendes, grund- und zweckloses Spiel; es ist alles nur Liebe, nur Lust am Spiele. Aus seiner Vollendung heraus spielt das Wesen den Tücher. Alles Tun hat keine andere Realität, als diese symbolische. Die Welt als Symbol der Vollendung, als Kunstwerk der Metaphysik, erlöst uns aus aller Realität der Objekte und der Bewegung. Wir lieben nur noch die Formen unseres Spiels und die innere Freiheit unserer spielenden Aktivität. Nicht gestochen, nicht gelockt von Realitäten, sind wir, tätig, doch in ruhender Vollendung allein bei uns selbst. Spiel, Freiheit, Liebe sind Eins, sind das Metaphysische und alle Weltercheinung ihr Symbol. Unsere Liebe, die innerste Verankerung unseres ganzen, unerschöpflichen Wesens, geht nur auf die Freiheit, geht nur auf die schöne Erscheinung dieser Freiheit im Spiele. Nur wo Freiheit, ist Spiel; nur wo Spiel, ist Liebe; und nur wo echte Liebe, ist Freiheit und Spiel; und wo Spiel ist, hört alles Leiden auf. Aus Freiheit Spielen, nur dieses Spiel lieben, heißt, allen Stoff zu seiner Wahrheit, zur Erscheinung eigener Ideen erheben, heißt Künstler, heißt Metaphysiker sein; heißt, alle Welt und das Leben als göttliches Spiel, als göttliches Kunstwerk begreifen. Metaphysik kann nichts anderes sein als diese Wesenswahrheit in aller Erscheinung, dieses Kunstwerk, diese Tat, dieses Spiel aus Freiheit und Liebe. Das Spiel aus Freiheit ist alles, ist die Wahrheit unserer Welt; ihm gilt unsere Liebe, die freie heitere Hingabe unseres ganzen Wesens. Die Ideen dieses Spiels allein in dieser Welt zu schauen, zu erschaffen, zu bewahren, dies und nichts anderes ist der göttliche Geist unseres Lebens, die Erscheinung des ewigen und vollendeten freien Wesens. Ihm opfern wir jeden Schein des Stofflichen. Ihm opfern wir dieses individuelle Leben selbst mit freudigem Heroismus; denn die Materie ist nicht; nur die Form, das Symbol der Freiheit, ist; und der Geist der Freiheit, der in seinen Ideen spielt, ist die ewige Realität. Und dieser Geist ist Alles in dieser

Welt; dieser Geist sind wir im Leben und außerdem und ohne ihn Nichts; wir sind in Wahrheit nur, soweit wir diesen Geist der Erscheinung erfassen und leben, soweit wir als Künstler und Weise spielen. „Durch ein kleines Teilchen nur dieser Sonne haben ihr Leben die andern Kreaturen“ (Wanischad). Die Dinge haben so viel Wahrheit, als Ideen an ihnen teilhaben (Platon). In diesem Spiel ist Wahrheit, Gesundheit und alle Kraft, ist Gott; außerhalb ist Irrtum, Leiden, Tod.

Welt, Leben, Kunst, Metaphysik, Spiel ist die Offenbarung unseres Wesens für unsere sinnliche Geistigkeit. „Aber der König ist auch König, wenn er nicht spazieren geht.“ Von diesem Königstum wissen wir nur durch die innere Offenbarung, die keiner Anschauung, keiner Vorstellung, keiner Mitteilung fähig ist und fähig sein kann; denn sie ist über sinnlich und wird nur der Einsamkeit des Geistes zuteil. Diese innerste Offenbarung des Wesens ist das schweigende Heiligtum der Seele. „Dieser Atman ist stille.“ Sie ist für die göttliche Seele Alles; das Nichts nach außen, nach der Welt hin. Dieses nur Innere, nicht öffentliche, ewige Erlebnis ist für die einzelne Seele ihre Philosophie, ihre Gewißheit, ihre Lebenswahrheit, ihr Glaube, ihr Halt und Trost, die Stimme ihres Gottes, ihr Gott. Dieses Nur-Innerliche jedes Menschen ist unangreifbar, freilich auch nicht zu verteidigen. Wäre es auch in Allen dasselbe, so ist es doch nicht als die Wahrheit Aller offenbar; es ist unmittelbar, unmitteilbar; die allgemeine Wahrheit will vermittelt sein, vermittelbar, anschaulich, erkennbar sein; sie muß in die Erscheinung treten. Dieses stille, verschlossene, wahre Wesen ist weisern; die Welt aber ist das Offenbare, das Mittel der Offenbarung. Sinnlichkeit und Denken sind die schöpferischen Formen der offenbaren Welt; jene Innerlichkeit ist jenseits von Sinnlichkeit und Gedanken. Und sie ist die höchste Wahrheit; denn Sinne und Gedanken sind zufällig für jene Gewißheit, in der das Wesen in uns innerlich aufleuchtet; und zufällig, Unverfügbare ist das ganze Erscheinungsspiel, das Symbol für das Wesen; es ist auch ohne diese Bilder das Wesen. Ja, wenn jenes Spiel, verkannt in seiner Wahrheit, als bloßes zweckloses Spiel, zur Realität wird, erlöst diese Pseudo-Realität gar leicht die stille, innere, heilige Flamme; das ist freilich offenbare Erkenntnis, aber eine Erkenntnis des Toten, nicht des Lebendigen. Einer humanen Gewißheit steht eine beredte Wissenschaft gegenüber; aber während jene von der Wahrheit schweigt, redet diese zwar, aber nicht von der Wahrheit; das ist dann keine Erscheinung des Wesens, sondern Irigertlicher Schein. Wenn wir wollen und wollen müssen, daß diese Schein wahrhafte Erscheinung des gewissen Wesens sei, dann müssen wir ihn als das freiwillige Spielen und hierin sich Offenbaren des Wesens in aller Welt erfassen, müssen ihn zum Symbol unseres Wesens erklären, auch dann nicht vergessend, daß, so gewiß aller Schein vom Wesen abhängt, doch nie das Wesen vom Schein, vom Bild, vom Symbol beeinflusst wird, das wie mehr ist, als das freiwillige, zwecklose, zufällige Spielen des Wesens; daß alles Ercheinen doch schließlich, substantiell betrachtet, nur ein Schein, wenn auch ein bedeutender Schein ist. Aber es ist nun einmal die Lust im Wesen, was es ist, zu zeigen; über die bloße Negation seiner Welterhabenheit hinaus, will es als Welt spielen; über die Wonne der Innerlichkeit, der Vollendung und Erlöslichkeit hinaus, will es sich als diese Freiheit im Welt-Spielen bewahren (Nicht); so wird diese Welt zur Erscheinung der göttlichen, welterhabenen Freiheit. In Taten der Freiheit offenbart sich Gott; und nur als diese Offenbarung ist die Welt ein Symbol des Wesens.

Nur als der spielende Gott kann das freie Wesen erscheinen in seiner äußeren Offenbarung; rein innerlich offenbart sich der Gott im Menschen als die Wonne der Freiheit. In ihm sind die Gewalten der Natur verstümmt; an ihm hat die „List der Vernunft“ (Hegel) ihr Recht verloren; er hat sich aus der Kette der Kausalität ausgehakt. Als Individuum unter Individuen gibt es dem Geiste, was des Geistes ist; aber kein wahres Selbst wird von den Mächten der Bewegung nicht berührt, nicht gestochen von Ursachen, nicht gezogen von Zielen; es ist, wie N. Desmela sagt, „von jedem Zweck geneien“; es kennt keine kategorischen Imperative, keine Aufgaben, keinen Kampf in Wahrheit; es ruht in sich, in seinem unerlöschlichen Sein, der Gewißheit der Vollendung aller Dinge; und wenn es, das nicht-wandernde Wesen, zu wandern scheint, so spielt es; es lebt, es wird nicht gelebt; es ist *πύρα* eines Reichs, das über alles reale Werden erhaben ist; wir leben die von Welt und Werden erlösten freien Kinder Gottes. Ein Beispiel: E. Mördes Leben.

(Fortsetzung folgt.)

H. A. Bergmann / Fragmentarisches Stück einer Familiengeschichte aus dem Tagebuch des Traugott Wellenreiter.

(Schluß.)

Ein freier Mensch weiß freilich auch, daß aller Lebenskrieg seinen hohen, erhabenen, bis ins Kleinste reinlichen, eindeutigen Endweck hat; er weiß, daß jedes Geschöpf mangelhafter Natur ist und zahllose tiefwurzelnde Ansätze zu leicht sich entwickelnden Unvollkommenheiten besitzt, und daß der göttliche Weltgärtner mit vollkommener Sicherheit aus Freude am Geschöpf, aus Liebe und Gerechtigkeit zu ihm immer wieder eingreift; er weiß, daß Not und Leid zur Erziehung und zum endlichen Glück des Geschöpfes notwendig sind. Aber ein solcher freier Mensch, so bestgemeint ihm auch die göttlichen Schickungen vorkommen mögen, empfindet andererseits als Bruder und fühlt Schmerz im Mitleiden und kann nicht anders als Partei ergreifen gegen jene „Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“. Allen menschlich Empfindenden wird darum das Unglück des Mitmenschen immer ein lebendiges Mitleiden auslösen, ungeachtet der Ueberzeugung, daß der Mitmenschen gerade durch das Unglück hindurch zum Vollgenusse des ewigen Glückes geführt wird. Wer diese Ueberzeugung nicht hat, dem sind die großen epischen und dramatischen Kunstwerke der Weltliteratur verschlossene Heiligthümer. Auch die Weltgeschichte bleibt dem unverständlich. Hat sie es uns nicht schon übergenug erleben lassen, wie stolze Könige und allmächtige Kaiser gestürzt wurden, daß von ihnen des Dichters Wort galt:

„Vielfach ist der Menschen Würde,
Doch am schwersten hat zu tragen,
Wer von solcher Höhe stürzt,
Daß ein Knecht ihn darf beklagen?“

Und der Sturz war vielleicht die einzig mögliche Tat göttlicher Barmherzigkeit, um die irdische Größe für die überirdische zu retten. Unter diesem Winkel betrachtet, erklären sich alle, auch die unbarmherzigsten Schicksale, und wir möchten dem jäh gestürzten König wie dem heldenhaften Weigand Wellenreiter, so auch diesem Tage des Zusammenbruchs bereitet sein sollten, nur wünschen, mit christlicher Gelassenheit, ja eint auf dem Sterbebett mit weisheitsvoller Dankbarkeit Gottes Schickungen rückblickend preisen zu können, nachdem die Heimgefahrten, in ihrem innersten Wesen zu Seelenkönigen gewandelt, die bedauernden Werten, stürzenden Kleingeister als unbewusste Helfer einer höheren Gewalt begnadigt und mitleidswoll ihnen als solchen, die nicht wissen, was sie tun, verziehen haben. In den Tagen erbitterten Kampfes aber, wie wir ihn für Weigand Wellenreiter aus Kenntniss seines tapferen, männlichen Charakters und der Verhältnisse, unter denen er amtierte und wirkt, zu erwarten haben, können wir begreiflicherweise von ihm nicht jene reine Auffassung seiner Lage sub specie aeternitatis erwarten. Der Konflikt läme dann gar nicht zu stande, weil er überflüssig wäre, und im Weltall gibt es nichts Ueberflüssiges, ganz und gar nichts. Vielmehr haben wir von ihm wie von jedem Vollmenschen im Kampfe die natürlichen Entladungen des erhöhten und gekränkten Gemüthes gegen seine Feinde zu gewärtigen: Hohn und Spott, Verachtung und Spott. Auch wird es uns nicht überraschen, daß sein Charakter gleich einem germanischen Heerführer, der Beulen und Kerben aufweist, im Laufe des Ringens sich manche Verletzung und Wunde holt, die unschön sein mögen, aber im Hinblick auf sein Gesamtbild Zeugen von echtem Menschentum sind. Und ein echter Mensch zu heißen, ist wahrhaftig nichts Unehrenvolles.

In seinem Unterbewußtsein mochte heute, da wir zum erstenmal einen Blick in seine werdende und wachsende Familie tun, dieser Gedanke wirksam und die Quelle seines unbefangenen Selbstgefühls sein, mit dem er bei Tisch saß. Die erzieherische Schusterarbeit, die keinen zwei Buben gegoffen, hatte den Spiegel einer Seele nicht einmal getrübt, so wenig als den seiner Frau Lotte. Das ging so nebenbei wie die Korrektur einer Schülerarbeit: ein paar rote Striche und eine Note in der Form einer knappen, bestimmten Ermahnung. Nur Aufregung war der Fall kein Anlaß; denn daß gesunde Buben ausgelassen sind und der Riegel und Buch bedürfen, hielt man für etwas durchaus Selbstverständliches. Ja, an ideal braven, stillen, ruhigen Knäblein hätte man nicht die richtige Freude gehabt.

Nach dem Mittagstisch wurde es Julian und Traugott erlaubt, in den Nachbarhof zu gehen. Das Mädchen des Großkaufmanns nebenan war geschickt zu fragen, ob sie zum Spiel mit seinen Kindern herüberkommen dürften. Sie waren aber recht bald wieder zurück. Die Frau Kommerzrath hatte durch neugieriges Ausfragen und ihre zwei Kinder — ein Knabe und ein Mädchen — durch zahlreiches, heisses Betragen den Aufenthalt drüben wenig anziehend gemacht. Auch hatte die kleine zierliche Erka einmal mit dem Finger auf Julians gestopptes Knie gewiesen; was diesen sehr verletzte, daß er einen roten Kopf

darüber bekam. Und Traugott fühlte sich in seinem schwarzen Lederhose umbehaglich gerade in dieser feinen Gesellschaft. Im eigenen Hof waren anders geartete Kinder, die verschiedenen Handwerksleuten im Hinterhaus gehörten. Die hatten keine solche Augen, die fortwährend die Spielgenossen musterten. Die hatten auch Stimmen, die sie ungeheuer hören ließen, und einen Sinn, der wirklich beim Spiel war. Und man rief hier nicht beim geringsten Anlaß nach Mama und Papa oder nach dem „Kräulein“. Darum gab es hier wahrhaft lustige Stunden der Jugendluft, so daß leicht die Zeit des Vieruhrbrotens vergessen wurde und wie heute das Dienstmädchen nach den Buben geschickt werden mußte. Dieses rief einigemal vergebens nach Traugott, den es mit seinem schlafenden Kopf aus der tollenden Kinderherde herauskamm. Es lief deshalb zu ihm hin; aber er hatte, wie es wieder weg war, den mütterlichen Befehl auch schon wieder vergessen. Ein Teil der Schuld daran lag am Mädchen, das einem Bäckerburschen in der Backstube zugehört hatte, während es den Auftrag übermittelte. Einen weiteren Teil hatte die überarose Lust am Spiel und einen letzten Teil schließlich die Tatsache, daß kurz vorher der Gummiball auf das Dach des zweistöckigen Seitenhauses gefallen und Julian weggepöckelt war, ihn auf irgend eine Weise wieder zu kriegen.

Da die Buben nicht zum Kaffee hinaufkamen, unternahm es die Mutter, sie zu holen. Für den Ungehörigen war sie eben noch gewillt, einige Kopfnüsse auszuteilen, als sie plötzlich im Hofe wie vom Schlag getroffen stehen blieb. Oben auf dem schrägen Dach lag sie Julian in halbbrecherlicher Lage. Zur Verwunderung Traugotts, der beim Anblick der Mutter schuldbehaftet zusammengefahren war, sagte diese, statt wie er erwartet hatte, zu schreien, kein Sterbenswörtchen, sondern eilte mit einem Male stracks weiter ins Seitenhaus hinein und hinauf in die Dachkammer, aus der Julian hinausgeschleudert war, um den Ball im Dachboden zu holen. Die Kinder sahen vom Pfalter unten aus dann zu, wie Frau Lotte sich bis zur Brust zum Fenster hinausstreckte und ihren rechten Arm dem erschrockenen Julian, der nicht mehr vor und zurück wußte, entgegenstreckte, dazu mit einem freundlich-lächelnden Gesichte rief: „Komm, Julian, komm! Daß dich den alten, wüsten Ball liegen! Du bekommst einen neuen, viel schöneren von mir.“ — Es dauerte nicht lange, da war Traugott erneut in die tiefste Verwunderung über seine Mutter gestürzt. Als diese mit dem geretteten Bruder wieder im Hofe unten war, schien sie plötzlich wie eine Bombe zu explodieren. Der Horn überflutete blutrot ihr Antlitz, ihre Stimme war festig drohend. Dann klopfte es Ohrsehnen und bis zur Wohnung hinauf schmerzhaft Kopfnüsse. Droben in der Küche wurden dann aber mit den Geschlechtern und Händen die Tränen obernäher, und als die Buben oben rein klinkt in frische Blumen gesteckt waren, war jede ähnlere Spur des bösen Ereignisses von der mütterlichen Hand beirigt; aber im mütterlichen Herzen zuckte die schmerzliche Empfindung von dem gedrückten Unglück noch eine Weile nach und kehrte auch später immer wieder zurück, so oft die Erinnerung an die qualvollen Augenblicke lebendig wurde.

Am Kaffeetisch lag zur freudigen Ueberraschung der zwei Burschen, die sofort die grüne Zuckerpflanze in Edwin's Händchen und Mäntchen bemerkten, die Weingartener Großmutter, deren Augen hell aufleuchteten beim Eintritt ihrer von Gewandtheit tropfenden Enkel, und sogar einige dicke Tränen über das faltige Antlitz niederperlen ließen, als die Begrüßungsbüste ihm so gewirkt wurden. Es schmeichelte der alten Frau, daß die Kinder ihrer Tochter Lotte sie so gern hatten.

Sie hatte einen kühnen Ballen Bandgutter und einen Korb voll frischer Eier ins Haus gebracht und zum Kitzenschlachtfest auf den nächsten Samstag und Sonntag eingeladen. Die Buben sollten mitkommen und für eine oder zwei Wochen in Weingarten bleiben. Der Hauptgrund, der sie aber heute zu Lotte in die Stadt geführt hatte, war ihre Absicht, über den Zustand der Tochter sich zu vergewissern. Sie wußte, daß die Zeit nicht mehr fern sein konnte, da der Kapverstorh wieder einkehren würde. Selten reich an Erfahrung, da sie selbst zehn lebenskräftige Kinder geboren hatte, konnte sie ihre Töchter, wenn sie gefragt waren, besser als irgend ein Berufsarzt beraten und sie fehlte nie, wenn es irgendwie ging, bei dem hochwichtigen Ereignis der Niederkunft. An solchen Siegestagen des triumphierenden Lebens fühlte sie sich stolzer als je eine Königinmutter, und einmal, ehe sie hochbetagt und wohl vorbereitet im wahrsten Sinne des Wortes ins andere Leben hinüberwechselte, ward sie sogar mit der urgroßmütterlichen Tiara gekrönt, als sie aus dem Schoß einer Enkelin den Urenkel in die harrende Wiege trug. Jeder Herzschlag von ihr mußte bei diesem Ereignis tönen wie Oterplockenklang frohlockend ins Weltall hinaus. — Dem ganz gewiß vernehmbar, der einmal der

Menschheit hatte sagen lassen: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, und in keines Menschen Herz ist es gedungen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“

Alle Frauen dieser Art sind Majestäten, für die keine menschliche Verehrung und Guldigung groß genug sein kann; aber keine Nation der Erde hat noch wahre Kulturkraft genug gehabt, königliche Stirnreifen von Gold kunstvoll zu schmieden, um derlei Majestät vor allem Volk zu ehren. Wie armüthlich und kläglich für alle nationalen Staatswesen ist diese Tatsache! Und doch, wie es ist, so ist es das Richtige, solange menschliche Ehrfurcht und Eitelkeit die gekrönten und ordengeschmückten Kultivierten der Geschichte sind. In einem alten, verholzten Weibchen mit runzeligem Antlitz, mit abgeschafften Händen, mit einer grauen, dünnen Kopfwiebel, mit gebrechlichen Füßen, um die beim mühsamen Treppenaufstieg ein roter Flanellunterrock sichtbar wird, eine Majestät zu erkennen, dafür sind jene zu blind, blind etwa wie Hunde, die über das Forum Romanum zu Rom hinwegschmuppeln.

Kaum eine Viertelstunde, ehe die Weingartener Großmutter aufbrechen mußte, um nach dem Zug zu gehen, kam erst Weigand Wellenreiter nach Hause. Er hatte nicht viel Zeit, er mußte um 8 Uhr wieder fort, um im Kaufmännischen Verein einen Vortrag zu halten. Eigentlich konnte man nach der Arbeit, die er seit dem frühesten Morgen geleistet, erwarten, daß er zu müde war, um viel zu sprechen. Aber er hatte am Nachmittag etwas erlebt, was er in der Art nicht erlebt hatte, was er nie für möglich gehalten hätte, und das mußte heraus. Es war der erste, tief siberde Stachel, den ein Beamteninsekt ihm ins Fleisch getrieben hatte.

Da Wellenreiter trotz des Weinches sich nicht wiederlegte, sondern unruhig ab- und zuschritt, hatte mit Recht Frau Lotte sein Benehmen unbehaglich gefunden und ihn gebeten, Platz zu nehmen: „Du bist doch ein ungemüthlicher Mann! Die kurze Zeit in der du jetzt daheim bist, solltest du dich ausruhen!“ Die Worte waren umsonst. Bei dem, was er zu berichten hatte, konnte man nicht befangen auf einem Stuhl sitzen. Erst dauerte es noch eine Weile, so knapp bemessen auch seine Zeit war, dann aber brach es aus ihm hervor wie plühender Groll: „Lotte, weißt du, was der Direktor bemerkte, als er meine Eingabe gelesen hatte? — Das hieße ja das Kindermadchen geradezu präntieren!“

Die hochschwängere Frau wurde bleich, und es fröstelte sie einen Augenblick wie eine Blüte, auf die sich ein Nauhreif gelegt hat. Sie hätte eine Rut zornigerfüllter Ausdrücke, wie sie das Volk je nur gegen niederträchtige Gesinnung gefunden hat, ausgehen mögen über diesen Amtschergen; aber das erröte Bild Weigands zwang sie unpföblich zur Kassung, da ihren Sinn blütschnell die Furcht durchzuckte, daß jede Neuerung von Erregtheit ihrerseits das Blut ihres temperamentvollen Mannes noch mehr in Wallung bringen und ihn, den sie wohl kannte, zu einer wirtschaftlich folgenschweren Handlung hinarbeiten konnte. Tränen dränaten sich in ihre Augen, und was sie sagte, war mehr eine Mahnung für ihren Mann, sich zu beiseiden, als eine Entrüstung über die Gemeinheit des Direktors und Hofrats Dr. Brandenburg.

„Ich nahm nach dieser gemeinen Bemerkung die Eingabe wieder an mich und zerstückte sie im Amtszimmer drinnen und warf sie mit allergeringstem Verlaub dem „Hund im Amt“ in den Papierkorb.“ Und fast ohne Pause fügte er hinzu: „Wann kommt denn das Essen auf den Tisch? In 15 Minuten muß ich fort.“ In Wirklichkeit hatte er, wie er selbst wohl wußte, noch mehr als doppelt so viel Zeit. Aber er war gereizt, weil seine Frau die Beleidigung, die er wußte, nicht tief genug empfand.

Um nicht zum Bruch des Gebotes der Selbstbeherrschung getrieben werden zu können, ging Lotte tatsächlich sofort in die Küche, wo der Kartoffelsalat mit dem aufgeschnittenen Schwarzenbrot bereit stand. Die Schwiegermutter erkundigte sich inzwischen nach dem Inhalt der Eingabe und befriedigte besser als ihre Tochter durch einige urdeutsche Schimpfwörter auf den Schweineflegel von Direktor den wald erregten Mann, nachdem sie erfahren hatte, daß es sich um ein Stipendium in der Höhe von 100 Mark handelte, das der Staat würdigen Beamten in der Eigenschaft als Familienvätern auswarf und das im vergangenen Jahre Wellenreiter bereits einmal erhalten hatte.

„Warum aber? Weigand, ist denn, wie ich dumme fragen muß, dieser — dieser — na, dieser dein Direktor so garstig?“

„Positiv!“ — Er aß hastig und ging.

Als Lotte kurz danach ihre Mutter bis zur Treppe begleitete, meinte sie: „Bei dem muß man immer einen Radstich unterlegen, sonst geht's auf einmal wie mit Böckners Wagen die Neugasse hinunter in den Bach hinein, und s' Mutter schwimmt davon. Nun mach, daß du den Zug noch kriegst. Beginnen die

Wesen wider Erwarten früher, depechiere ich. Leb' wohl, Mutter!“ Das Dienstmädchen brachte die Mitle zur Bahn.

Als Frau Lotte in das Kinderzimmer trat, um mit den Knaben zu beten, falls sie noch nicht eingeschlafen wären, lag Traugott ruhig atmend zwischen seinem König und Hammer „Am Käfig“. Edwin hatte sich losgeframpelt. Die Mutter deckte ihn leise zu. Dabei fiel eine Träne auf die Lippen des Kindes. Julian träumte laut. Der versprochene Besuch in Weingarten mochte ihn beschäftigen; denn das war ein Paradies für die Knaben. Sie durften unterm Jahr öfters dorthin kommen. Zulezt waren sie da, als es wieder reichlich bunt gefärbte Osterschier gegeben hatte, mit denen sie auf der großen Brücke hielten, und Julian allein mit einem besonders starkbaldigen Ei über 20 Stück gewonnen hatte. Diesmal freuten sie meist barfuß — es war ja Sommerzeit — in den geheimnisvollen Winkeln von „Kleinvenedig“ herum in Gesellschaft von Vetiern und Bäschen und sonstigen Buben und Mädchen, oder sie waten im Bach, sich untereinander oft schäumende Wasserlächeln leihend. Die Großmutter schloß sie dann stets heftig aus, wenn sie mit nassen Kleidern zum Vesperbrot ins Häusle hereinstürmten, und drohte, es ihrem Vater zu sagen, wenn er sie nach der Stadt zurückholen käme. Als er aber da war und gelegentlich fragte, ob die Buben auch brav gewesen wären, bekam er, wie stets, zur Antwort: „Freilich sind sie brav! Ich habe sie ja so gern. Laß sie mir noch eine Woche da!“ — Er lächelte nur dazu und nahm sie am Abend mit sich heim, ihr neues Schwertlein Dinkelofke ihnen zu zeigen. Im Spätsommer sollten sie wieder kommen dürfen, wenn die Trauben reif wären und geherbstet würde. Solange die Großmutter lebte, waren die Ostertage die heiligsten des ganzen Jahres. Da schnappten die jungen Mäuler nach Herzenslust die saftigen Beeren von den Rebstöcken weg, und frühliche Pieder wurden von Alt und Jung geungen, und geschossen wurde obendrein, auch mit Fröschen und Maketen. Und am Abend fuhr man unter Peitschenknall und ausgelassenen Scherereien heim, und stolz reitend konnte man da Traugott auf einem der Wagenpferde und Julian auf einem der vollen Käffer sitzen sehen. Bei der letzten Weinernte, die die Wellenreiterischen Kinder mitmachen durften, war ihre Masse schon sechs Köpfe stark vertreten. Ein Jahr später ruhte die gute Großmutter bereits im Gottesacker, ihre Tochter Lotte aber hatte das achte Kind geboren. Da die Geburt diesmal einige besondere Schwierigkeiten verursacht hatte, unterlag der Hausarzt barsch jede weitere Wiederholung der Schwangerschaft. Mit souveräner Entschlossenheit wählte sich Frau Wellenreiter einen anderen Geburtshelfer. Sie handelte in allen gesundheitlichen Lebensfragen mit vollständigem Vertrauen auf die Natur, in der Gottes persönlicher Wille nach ihrer Ueberzeugung sich am unmittelbarsten und handgreiflich erkennen auswirkte. Die meisten Frauen ihres Bekanntenkreises, die es sich aus den landläufigen Motiven heraus an der Höchstzahl von zwei Kindern genügen ließen, bielten sich für aufgeschärfter und gesellschaftlich vornehmer als sie und hatten besten Falles für ihr rüchständiges Eheleben ein mitleidiges Näschen. Selbst aus der Verwandtschaft flogen zuweilen stichelnde, verletzende Pfeile, die ihren mütterlichen Geist dann meist zu scharfen, abfälligen Urteilen reizten und ihr mit der Zeit eine allgemein erbitterte Gesinnung gegen die betreffenden Verwandten erzeugten; was mitunter sogar manche Mißstimmung mit ihrem Manne zeitigte. Aber in irgendwie lockernd oder entfremdend wirkten diese kleinen Spannungen und ihre Entlohnungen nicht, so wenig wie alle sonstigen gelegentlichen Gegenstände, die sich aus der natürlichen Unterschiedlichkeit der beiden Charaktere ergaben. Die unbedingte Gleichheit der Weltanschauung und der im Prinzip völlig gleiche Willen zur getreuesten Pflächterfüllung waren so starke Klammern dieser Ehe, daß ihre Festigkeit infolge der gemeinsamen Leiden und Freuden, infolge der gemeinsamen Hoffnungen und Enttäuschungen mit jedem Jahr nur zunehmen konnte. Geheimnisse des einen vor dem anderen gab es nie; ja mit der Zeit legte man sich keinerlei Zurückhaltung in der Neuerung der eigenen Gedanken und Gefühle, von Stimmung und Laune, Kritik und Unzufriedenheit mehr auf, ungeachtet der Auseinandersetzungen, die dadurch immer wieder wie Staubwolken von Sturm und Wind aufgewirbelt wurden. Es ist richtig, daß in gewissem Sinne die Verhältnisse den Menschen machen wie etwa felsige Gebirgszaden, und seien sie aus Granit oder Basalt, die ihre scharfgeprägten Konturen den Wirkungen der Wetter verdanken; allein der Granitfels bleibt dennoch Granit und der Basaltfels dennoch Basalt. Daraus können wir ohne Bangen selbst heftigeren Aufstößen, gewitterigen Entladungen im Hause Wellenreiter bewohnen und unbesorgt verfolgen, wie die persönliche Eigenart von Vater und Mutter immer scharfkantiger sich ausbildet. Um so wirklicher tritt dafür die höhere Harmonie ihres unauf löslich vereinten Gesantbildes in die Erscheinung.